

LUDWIGA REICH

**SCHALLINGER**  
100 JAHRE KLINGENDES  
**FAVORITEN**

MIT FREUNDLICHER UNTERSTÜTZUNG DES BEZIRKS FAVORITEN

## IMPRESSUM

© 2025, Ludwiga Reich

Buchgestaltung: W. Ranseder, Buchschmiede  
Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:  
Buchschmiede von Dataform Media GmbH  
Julius-Raab-Straße 8, 2203 Großebersdorf, Österreich

[www.buchschmiede.at](http://www.buchschmiede.at) – Folge deinem Buchgefühl!  
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:  
[info@buchschmiede.at](mailto:info@buchschmiede.at)

ISBN:  
978-3-99181-548-8 (Hardcover)  
978-3-99181-549-5 (Softcover)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig.  
Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung,  
Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

LUDWIGA REICH

# SCHALLINGER

100 JAHRE KLINGENDES

# FAVORITEN

## INHALT

Präludium .....	Seite 5
Tempo rubato .....	Seite 9
Postludium .....	Seite 77
Bildteil .....	Seite 83

# Präludium



*Das Große bleibt groß nicht  
Und klein nicht das Kleine*

...

*Es wechseln die Zeiten*

(BERTOLT BRECHT)



Tempo rubato



Kalt... sehr kalt... überall kalt...

Das ist meine erste Erinnerung an die Musikschule. Ich bin vier Jahre alt bei unserer Rückkehr nach Wien.

Ein eisiger Wind pfeift durch alle Räume... 1947, einer der kältesten Winter, die Wien je erlebt hat, und fast alle Fenster sind ohne Glas...

Meine Mutter hat eine Stirnhöhlenentzündung, muss Tag und Nacht eine Pelzkappe tragen, bis auf die Nasenwurzel heruntergezogen, ein schwarzes Schiffchen, wie es für Perser oder Kaukasier typisch ist. Ich kenne sie in keiner anderen Kleidung als einem dicken Mantel, ihre Schritte hallen, wenn sie in ihren kniehohen Lederstiefeln durch die verwüsteten Schulräume geht.

Eines Abends bringt mein Vater etwas Kostbares nach Hause - einen Kotzen, wie er zum Zudecken von Pferden benutzt wurde. Im Werkzeugkasten der Musikschule finden sich zum Glück ein paar Nägel, ein Hammer. Die Decke wird am oberen Rand eines Türstocks befestigt, bremst etwas die Zugluft, die durch die fehlenden Türen verursacht wird. Die sowjetische Besatzung hat die meisten verbrannt, auch Türstöcke, teilweise sogar Teile von Fensterrahmen.

Überall stinkt es. Die Soldaten hatten Angst vor den ihnen unbekannten Toiletten, hatten in einigen Räumen Notdurftaschen eingerichtet, wie Goldhamster ihre Urinecken im Käfig. Der große schwarze Konzertflügel ist noch da, steht auf dem Podium im Saal, über und über beklebt mit den Gräten der verzehrten Heringe...

Wir leben zu dritt eingepfercht in einem schlauchartigen Raum, der sich an der östlichen Schmalseite des Konzertaals befindet und mit ihm durch zwei riesige, mit weißen Holzflügeln verschlossene Fenster verbunden ist. Als ich älter bin, wird man mir die Funktion dieses Raumes, der sogenannten Galerie, erklären. Er schließt an das Konzertpodium des Mozartsaals an, die Fenster befinden sich rechts und links der Orgel und wurden bei großen Konzerten in den Saal hinein geöffnet. Auf dem Podium musizierten die Streicher, die Pianisten, Gesangssolisten, der Organist - die Bläser jedoch, manchmal auch der Chor, standen auf der Galerie und erzielten durch die Fenster in den Saal hinein eine besondere akustische Wirkung.

In diesem Raum ist das Fenster zur Landgutgasse etwas kleiner als die Konzertaalfenster und Glasermeister Karl Kaplanek, Ecke Landgutgasse - Laxenburgerstraße (noch ein halbes Jahrhundert später gibt es seine Firma an dieser Adresse), erbarmt sich unser und erübrigt ein kleines Stück Glas für die äußeren Fensterflügel. Durch die Bombenangriffe auf Wien gingen nicht nur die Fenster der getroffenen Objekte zu Bruch, sondern auch die in der Umgebung. Glas im damaligen Wien zu bekommen war fast unmöglich. Nun haben wir als ausgebombte Familie eine notdürftige Wohnhöhle.

*Sie haben doch als Kind schon dort gewohnt!* sagt die fremde Frauenstimme.

Es klingt fordernd, fast vorwurfsvoll. Ich versuche, die Unbekannte, die mich kennenlernen will, durch Schroffheit abzuwimmeln. Aber sie lässt sich nicht abwimmeln. Aus dem Nichts ist sie plötzlich auf meinem Festnetz, stellt sich vor als die jetzige Besitzerin und Bewohnerin der Räume der früheren Musikschule Schallinger. Und will Auskünfte. Ihre präzisen Fragen zu Schallinger, ihre klare und treffsichere Sprache lassen mich auf eine Historikerin schließen, die noch ein paar Recherche-Lücken schließen möchte.

Sie hat es eilig. Sogar am Ostersonntag um 7 Uhr 30 morgens sendet sie mir, aufgeregt über ihren Fund, ein Foto des Konzertaals um 1900, des Mozartsaals. Kenne ich - ich bin ja der einzige Mensch auf der Welt, der das Original besitzt.

Eine halbe Stunde später wieder ein Foto, diesmal aus 1919, von einer tschechischen Website. Ob mir die Dame den Textbeitrag über das Handy aus dem Tschechischen übersetzen soll? Danke nein, ich weiß ja, was drinnen

steht, es geht um Alois Haba, den Erfinder des Vierteltonklaviers, er steht auf dem Bild in der zweiten Reihe. Auch dieses Foto besitze nur ich und ich habe es selbst Professor Reitterer, der Musikwissenschaftlerin, die über Haba arbeitet, als Kopie überlassen.

*Wer die Vergangenheit nicht kennt, kann die Gegenwart nicht verstehen* – gibt die Fremde als Grund ihres Interesses für die Musikschule an. Veröffentlich? Etwas darüber schreiben? Nein. Pure Neugier.

Es geht also gar nicht um Schallinger.

Schade.

Aber der Blick auf die Vergangenheit trifft mich zum rechten Zeitpunkt. Denn schon länger beschäftigt mich das Thema *Erinnern*.

Wie geht Erinnerung?

Und wie weit kann man ihr vertrauen?

Zwar werden die Gehirnzellen nicht wie alle anderen Zellen des menschlichen Körpers alle sieben bis zwölf Jahre ausgetauscht, sie bleiben gleich. Aber neue wissenschaftliche Theorien behaupten, dass Erinnerungen sich trotzdem verändern, und zwar jedes Mal, wenn sie ins Bewusstsein aufgerufen werden. Je länger ich lebe, desto öfter rufe ich mir etwas in Erinnerung. Wie weit entfernt es sich von der Wahrheit?

Seit dem Jahr 2000, seit Eric Kandel den Nobelpreis bekommen hat, füllen seine Bücher auch die Wiener Auslagen, wird der 1939 von den Wienern ins Exil Getriebene überhäuft mit Ehrungen und Preisen. Weltweit führend in der Gedächtnisforschung, beschäftigt er sich vor allem mit der Frage, wie Inhalte vom Kurzzeitgedächtnis ins Langzeitgedächtnis gelangen. Ich wühle mich durch zahlreiche seiner Bücher, meine Fragen zum Thema Erinnerung werden aber auch durch Kandel nicht beantwortet. Seine immer verfeinerteren, bis in die letzten Verästelungen der physiologischen Vorgänge vordringenden Forschungen erinnern stark an die Grundzüge der Lernpsychologie, die man – in einfacherer Form – schon Ende der Sechzigerjahre in Wien von Giselher Guttmann hören konnte. Meine intensive Lektüre verstärkt meinen Zorn über Tierversuche, mein Mitleid mit der gequälten Meeresschnecke *Aplysia* steigt ins Grenzenlose, auch wenn Pharmazie und letztlich Humanmedizin von den Forschungen profitieren. Erinnerung bleibt mir trotzdem ein Rätsel.

Auch Kandel beantwortet meine Frage nicht:

Was bleibt hängen? Was aus unserem Leben verschwindet für immer im dunklen Loch des Vergessens? Nach welchem Prinzip wählt das Gehirn aus? Die lange geltende Meinung, dass immer Traumatisches mit dem Erinnerten verbunden sein muss, ist nicht mehr haltbar.

Ich überprüfe meine frühesten Kindheitserinnerungen, ich bin zwei Jahre alt, in der Südsteiermark bei den Großeltern:

Ein kleiner Ball aus weißen und blauen Segmenten zusammengenäht, schwer, springt nicht, fällt ins Gras, ich hole ihn nicht, obwohl in meinem Rücken Männer- und Frauenstimmen mich dazu auffordern.

Spätere Erklärung:

Das Kriegsprodukt aus Wachstuch, mit Sägespänen gefüllt, war zu reizlos für mich.

Um meinen Kopf ist ein eiskalter und entsetzlich stinkender Leinenstreifen gewickelt. Die englischen Soldaten links und rechts von mir im Jeep amüsiert das.

Spätere Erklärung:

Mit Petroleum sollten die Läuse auf meinem Kopf vertrieben werden.

Ein riesiger Stiefelabdruck in dunkelbrauner nasser Erde ist ausgefüllt mit zertretenen Vogerlsalatblättern. Dazu das Wort *Brutsch*.

Spätere Erklärung:

*Brutsch* war der Name des Verpächters des Häuschens, in dem die Großeltern lebten, er war in das Gärtchen getrampelt.

Noch ein Name, der mir ein Leben lang haften blieb: Frau Hödl.

Spätere Erklärung:

Sie hatte ein winziges Geschäft im Tal unten, in dem meine Mutter das Notwendigste einkaufte. Ich musste immer vor dem Geschäft warten, beobachtete - ohne Angst- den Tanz der Wespenschwärme über den Obstkisten mit den kleinen Birnen.

Ohne die Erklärungen der Erwachsenen hätte ich diese Erinnerungen nie einordnen können, nichts damit anfangen, die Bilder und Namen wären sozusagen sinnlos gewesen. Erst die Erklärungen ermöglichen eine Einbettung in einen Zusammenhang, erst das von anderen Personen gelieferte

Kognitive ermöglichte mir eine Vorstellung von meiner frühesten Kindheit in der Steiermark.

So ist es auch mit meinen Erinnerungen an die Musikschule Schallinger, die sich später erweitern durch Berichte, Erzählungen, Dokumente. Vielfach gehörte Satzfesten wie ...sieben Saiten, sieben Tasten... kann ich erst Jahre später verstehen.

1947, das ist nicht nur die Zeit der großen Kälte, es ist auch die Zeit des großen Hungers.

Eigene Erinnerung: größtes Geschenk - eine knappe Hälfte eines gekochten Erdapfels, der eigentlich für den am Abend heimkehrenden hungrigen Vater gedacht war.

Der ehemalige Direktor der Musikschule, Ewald Otto Schallinger, schreibt aus St. Leonhard am Forst an seine ehemalige Schwiegertochter Ludovica Reich, verw. Schallinger, eine Postkarte:

Liebe Vici, es ist mir heute gelungen, zwei Eier aufzutreiben. Ich lasse sie hart kochen und schicke sie Dir morgen mit Paketpost für Dich und das Kind.

Die Karte finde ich im Nachlass.

In Favoriten ist auf normalem Wege kaum Essbares aufzutreiben. Am Columbusplatz fürchte ich mich vor der Fleischbank, einem flachen Gebäude, an dem ich mich wegen des Geruchs, der sich noch dazu mit dem Gestank des daneben liegenden Pissoirs vermengt, nicht vorbeigehen traue. Außerdem erschrecke ich immer, wenn in den langen Menschenschlangen, die sich um den weißen Quader anstellen, jemand lautlos zu Boden sinkt und von den anderen Wartenden versorgt wird. Sie fallen vor Schwäche um, erklärt mir die Mutter, weil sie so hungrig sind.

Wir haben einmal großes Glück: Am Ring läuft eine junge Frau in Uniform die Stiegen vor dem Parlament herunter, direkt auf uns zu. *Medibret*, ruft sie lachend, immer wieder *medibret*. Mädi bread, erklärt meine Mutter später, als wir das Stück Weißbrot, das uns geschenkt wurde, ungläubig in Händen halten.

Bread – mein erstes Fremdwort.

Das Geschenk ist von unschätzbarem Wert. Wir sind immer sehr erschöpft, wenn wir zu Fuß von der Landgutgasse ins Rathaus müssen, um die durch

den Bombentreffer auf die Landgutgasse 24 verlorenen Dokumente in Kopie wiederzuerlangen. Straßenbahnfahren ist zu teuer, und meistens hängen so viele Menschen in Trauben auf den Stufen und auf den offenen Plattformen, dass wir keine Chance haben einzusteigen.

Auf der Suche nach Essbarem scheint auch mein Vater Glück zu haben. Ein Pferd ist auf der Straße verendet und von Passanten wie von einem Fliegen Schwarm umkreist. Jeder versucht ein Stück Fleisch zu ergattern. Meinem großgewachsenen und langarmigen Vater gelingt es, über alle drüberzugreifen und mit einem Stück Beute nach Hause zu laufen. Die Freude vergeht sofort, das Fleisch ist von Maden bewohnt. Die Schilderung, wie meine Mutter es in Würfel, kleinere und immer noch kleinere Stückchen geteilt und die Madengänge gereinigt hat, gehört zu den stets wiederholten Geschichten meiner Favoritner Nachkriegskindheit.

Ich lerne die Namen der Wochentage, sie heißen:

Montag

Dienstag

Mittwoch

Leberkäs

Freitag

Samstag

Sonntag

Grund: Auf der Laxenburgerstraße (bis 1956 Tolbuchin Straße, benannt nach Marschall Fjodor I. Tolbuchin, damals Oberbefehlshaber der 3. Ukrainischen Front, dessen Truppen am 8. Mai 1945 in Erlauf/NÖ mit den US-amerikanischen Truppen zusammengetroffen waren, - und ich brauche als Kind lange, um zu akzeptieren, dass Straßen nicht nur nach Zielorten wie Laxenburg oder Schloss Favorita benannt sind), genau gegenüber dem Arbeiterheim, gibt es beim Fleischhauer Erlasch donnerstags Leberkäse!! Abgabe pro Person 5 dkg.

5dkg sind das Einheitsmaß in der Hungerzeit. Für Butter, für Wurst, nur echter Bohnenkaffee von Julius Meinl am Columbusplatz wird in Achtelkilosäckchen abgegeben, die man sich zu hohen Feiertagen leistet. Fett in jeder Form ist Mangelware. Die Hausfrauen bestreichen die Topfböden mit Kerzenwachs, damit nichts anbrennt.

Für Vieles braucht man Lebensmittelmarken, die im Geschäft mit einer scharfen Schere von einem größeren Blatt abgeschnitten werden. Große Tragödie meiner Kinderzeit: Der in der Landgutgasse dauerwehende Wind reißt mir eine solche Karte aus der Hand, ich kehre weinend um, traue mich fast nicht nach Hause. Die Milchfrau am Columbusplatz, bei der es nach dem Stauböl auf dem schwarzen Holzboden riecht, misst Milch mit einem kleinen Hohlmaß ab, auf einer riesigen Waage bestimmt sie das Gewicht winziger Käsestücke.

Mein Vater ist zu einem Kollegen eingeladen, einem Architekten, der ihn für ein gemeinsames Projekt gewinnen will. Meine Mutter und ich dürfen mitkommen. Im Vorzimmer reißt mir der mit mir gleichaltrige Sohn des Gastgeberehepaars ein Büschel Haare aus. Meine Mutter entwindet es seinen kleinen Fingern und zeigt es der Gastgeberin. Ihr trockener Kommentar: *Das macht er immer, wenn ihm jemand gefällt.* Während die beiden Herren fachsimpeln, gehen wir in die Küche. Die Dame öffnet eine Lade und meine Mutter seufzt auf: *Oh, sooo viele Kochlöffel! Wir sind total ausgebombt, wir haben keinen einzigen. Ich kuche mit einer Gabel.* Diesmal ist der Kommentar eisiges Schweigen. Die Lade wird sofort geschlossen. Es gibt also auch Leute, die gar nichts verloren haben.

Ist es Mut?

Tollkühnheit?

Grenzenloser Wahnsinn?

Naiver Optimismus?

Trotziger Widerstand gegen die Schläge des Schicksals?

Oder einfach ein innerer Zwang, ein Gefühl der Verpflichtung, etwas, das vor einem halben Jahrhundert begonnen und zu großer Entfaltung gebracht wurde, nicht einfach fallenzulassen?

In dieser Zeit größter Not eröffnet Ludovica Reich verw. Schallinger die Musikschule in der Landgutgasse 31 mit zwei Schülern für Violine, einem zahrenden und einem Gratisschüler!

Kann das gut gehen?

Es geht gut.

Und wie es gut geht.

Es ist ein Wunder.

Aber ein Wunder war es auch 1896, und ein Wunder war es auch 1929!!

1896:

Gerade einmal 23 ist er, der junge Bursch, der Ewald Otto Schallinger, am 23. September 1873 geboren. (BILD SEITE 84) Drei Tage nach seinem 23. Geburtstag, am 26. September 1896 langt sein Ansuchen beim kk niederösterreichischen Landesschulrat ein um Genehmigung, in Favoriten eine Privatmusikschule für die Fächer Violine, Gesang und Klavier eröffnen zu dürfen. Für die Klavierklasse holt er seine Schwester Ida, staatsgeprüfte Pianistin, an Bord, er selbst hat trotz seiner Jugend bereits drei Staatsprüfungen: für Orgel, Gesang und Violine. (BILDER SEITEN 85-87)

Wie Schwammerl schießen zu dieser Zeit die verschiedensten Bildungsinstitutionen aus dem Boden, Privatschulen, Bibliotheken, Gesangs- und andere Vereine. Die Arbeiterbewegung versucht, der seit den Siebziger- und Achtzigerjahren immer stärker werdenden physischen und psychischen Verelendung der Industrie- und Gewerbeleute durch Bildungsprogramme entgegenzuwirken. Und dafür ist gerade Favoriten ein weites Feld.

Der Bezirk explodiert in der Zunahme seiner Bevölkerungszahl. Geschockt durch die 48er-Revolution ordnet der Kaiser den Bau des Arsenals an, 177 Millionen Ziegel werden allein für diesen Bau gebraucht und daher wird die schon seit der Römerzeit existierende Ziegelproduktion am Wienerberg und Laaer Berg gewaltig angekurbelt. Dafür werden Arbeitskräfte aus anderen Teilen der Monarchie benötigt, vor allem eine große tschechische Kolonie entsteht rund um die Lehmvorkommen. Die später häufig als Schimpfwort missverstandene Bezeichnung Ziegelböhm verweist auf ihre Herkunft.

Wohn- und Arbeitsverhältnisse dieser Menschen sind so schrecklich, dass sie den Arzt und Journalisten Viktor Adler nach einem persönlichen Augenschein zunächst zu Berichten in der von ihm gegründeten und finanzierten Zeitung *Gleichheit* und anschließend zur Gründung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei veranlassen!

Der Norden des Bezirks entsteht nicht wie die anderen Wiener Außenbezirke aus dörflich gewachsenen Strukturen, die sich um kleine Kirchlein scharen, sondern weist nach amerikanischem Städtemuster eine rasterartige Verbauung auf. Dort entsteht ab 1901 das berühmte Arbeiterheim in der Laxenburgerstraße 8-10, gleich ums Eck von der Landgutgasse, die zunächst vom Osten, von der Sonnwendgasse her nur bis an die Laxenburgerstraße

verbaut ist. Die Höfe des Arbeiterheims und der Musikschule Schallinger werden aneinandergrenzen. (BILDER SEITE 87)

Denn ausgerechnet hier, im tiefsten Dickicht des Arbeiterelends, dem Dschungel einer bildungsfernen Gesellschaft, will der junge Schallinger seine Schule bauen lassen und eröffnen. Und nicht etwa so eine kleine volksbildende Privatschule auf elementarem Niveau, wie sie jetzt rundherum entstehen. Nein. Ihm schwebt etwas anderes vor, etwas Größeres, etwas ganz Großes!

Sein Vater Josef Schallinger (1841-1921) arbeitet in der Branche, die damals die größte Zukunft hat. Er ist Angestellter einer Telefonfirma.

Eines Tages zerlegt er einen Telefonhörer und baut beim Zusammensetzen – ob aus Absicht oder Zufall, ist unbekannt - ein Stück davon umgekehrt ein. Die akustische Qualität des Telefons ist dadurch so verbessert, dass Josef Schallinger durch Patent und Lizenzen zum reichen Mann wird!

Die Dokumente dazu sind allesamt verschollen, das vierstöckige Haus Landgutgasse 31 aber, das Josef seinem Sohn Ewald baute, steht heute noch...

Die Baugeschichte, die nicht ohne Dramatik verläuft – im letzten Augenblick wird der Architekt ausgetauscht, wird die Richtung des großen Saals von Nord-Süd zum späteren Arbeiterheim hin auf Ost-West parallel zur Straße gedreht – lässt sich an den bei der Baupolizei aufliegenden Dokumenten, Plänen, Zeichnungen wie ein Kriminalroman nachlesen. Letztendlich beauftragt Josef Schallinger mit dem Bau Ferdinand Kaindl (senior), den Simmeringer Baumeister mit böhmischen Wurzeln, der es vom Maurerlehrling und Polier bis zum Stadtbaumeister, Baurat und anerkannten Schätzmeister brachte. (BILD SEITE 91)

Der große Konzertsaal mit geschmackvoller Stuckverzierung, Podium und Orgel erstreckt sich über zwei Stockwerke, Parterre und Mezzanin, die Firma Thonet entwirft speziell für Schallinger eine nummerierte Bestuhlung, kombiniert aus den neuesten Details, so etwa der Verspreizung durch gekreuzte Fußbogen. (BILDER SEITEN 93-94)

Der wunderbare Saal erhält den Namen Mozartsaal, der Mozartsaal des Wiener Konzerthauses existiert noch nicht, wird erst 1913 eröffnet werden. (BILD SEITE 92)

Gegenüber liegen die Flächen des *Neuen Landguts*. Nach ihm - und nicht, wie oft vermutet, nach dem Vergnügungslokal *Altes Landgut*, das in der Nähe des heutigen Reumannplatzes existierte - ist die Gasse benannt. Hier stehen riesige Werkshallen der damals noch *Gloggnitzer Bahn* genannten Südbahn, eine Lokomotivenhalle mit großer Drehscheibe, hier leisten die vielen auf Arbeitssuche nach Wien Gekommenen, die unter dürftigen Umständen ihr Leben fristen, Schwerarbeit.

Wie kann Schallinger diese Unterschiede, diese sozialen Gräben überwinden? Wird es hier genug Interesse an klassischer Ausbildung geben?

Aber es ist wie ein Wunder. Schallingers Vision wird Wirklichkeit.

Schon in den ersten Jahren ist der Unterricht, der bis 1899 noch in einem vorläufigen Quartier in der Götzgasse 2/ Laxenburgerstraße 22 gehalten werden muss, so erfolgreich, dass die Schülerkonzerte in der Wiener Innenstadt, im *Kleinen Musikvereinssaal* (heute *Brahmssaal*) (BILDER SEITEN 97-99) stattfinden und sich der gute Ruf der Schule wie ein Lauffeuer verbreitet. Ein knappes Jahr nach der Gründung sucht Schallinger um Genehmigung für weitere Fächer - Orgel, Musiktheorie und Lehrerbildung - an, nach einem weiteren Jahr eröffnet er eine Filialschule in Wien II. (BILD SEITE 87) Von der Filialschule in der Klosterneuburgerstraße (BILD SEITE 107) existieren keine weiteren Dokumente mehr. Aus dem ursprünglichen Familienbetrieb der zwei Geschwister wird durch die Vergrößerung des Lehrkörpers so etwas wie ein privates Konservatorium mit Vorbereitungs-, Mittel- und Ausbildungsklassen, der Unterricht in den letzteren entspricht demjenigen in Konzertfachklassen an Universitäten. (BILD SEITE 95)

Das Geheimnis von Schallingers Erfolg liegt in der schon in den Vorbereitungsklassen beginnenden Ausbildung in theoretischen Nebenfächern, außerdem wird großer Wert gelegt auf Gemeinsames: auf Zusammenspiel, Duett- und 4-hdg-Spiel, auf Orchesterproben, Aufführungen von Bühnenwerken, Singspielen....

1899 wird das Gebäude in der Landgutgasse behördlich zur Benützung freigegeben und die Musikschule Schallinger mit ihrem eigenen Konzertsaal wird fast ein Jahrhundert, bis 1985, an dieser Adresse bestehen.

Ewald Otto Schallinger entwickelt ein enormes soziales Engagement, die Schule richtet eine Schülerlade ein, in die die Einnahmen aus Schülerkonzerten zugunsten ärmerer Schüler fließen. Immer wieder gibt es Benefizver-